

CHRIST UND WELT

Don Quijote in Cloppenburg

ARZTREVOLTE Ein Chefarzt kritisierte die christlichen Krankenhäuser heftig. Er behält seinen Job – vorerst

Don Quijote ist ein „irrender Ritter“, wie es bei Cervantes heißt. Die Sonne der Mancha scheint ihm so lange auf den Kopf, bis er gegen Windmühlen zu Felde zieht und sie für Riesen hält. Seine Feinde sehen in ihm nur das Ärgernis, die traurige Gestalt, doch Don Quijote lebt seiner Umwelt das Ideal ritterlicher Tugend so konsequent vor, dass es beinahe keine Rolle mehr spielt, ob er für die Wahrheit oder eine Schimäre streitet.



Der Ritter von der traurigen Gestalt verliert die Wahrheit.

Er habe derzeit auch das Gefühl, gegen „Windmühlen zu kämpfen“, sagte Lucien Olivier in der vergangenen Ausgabe von Christ & Welt. Der Chefarzt des Cloppenburg Sankt-Josef-Hospitals hatte in einem Artikel vor zwei Wochen gepöhlert, dass die kirchlichen Krankenhäuser zugunsten der Rendite ihren christlichen Auftrag verlieren. Die Reaktionen waren heftig. Die Geschäftsführung, Gesellschafter und fast alle Chefarzte des Sankt-Josef-Hospitals bezogen die Fundamentalkritik Oliviers auf sich und reagierten mit einem offenen Brief: „Herr Dr. Olivier“, heißt es darin, „steht mit seiner Meinung, das moderne Krankenhaus sei nichts anderes als eine Fabrik, im Absichts.“ Zeitweise war die Absetzung des Chefarztes im Gespräch. Es kam

nicht dazu: Olivier darf bleiben, wenn er künftighin operiert und schweigt. Eine Entschuldigung des Absentismus blieb aus. Nachfragen werden von der Verwaltung mit „Kein Kommentar“ beantwortet. Das Abwürgen der unliebsamen Debatte erinnert an das Ende des ersten Teils von „Don Quijote“. Nachdem er es einem vermeintlichen Riesen ordentlich gegeben hat, wird der „irrende Ritter“ vom Dorfpfarrer gefangen und gefesselt wie geknebelt klammheimlich in seine Heimat verfrachtet. Dort soll er keinen Schaden mehr anrichten. Es hilft nur wenig: Im zweiten Teil er wird wieder auf Riesenjagd. Kurz vor dem Ende glaubt Don Quijote aber doch noch, was alle ihm jahrelang einzureden versuchen: Er ist einer Illusion aufgefressen, sein Kampf ist vergeblich. Kurz darauf verschnidet der „Ritter von der traurigen Gestalt“. Er hat seine Wahrheit verloren.

Nein, sagt Lucien Olivier auf Nachfrage, er könne nichts sagen. Er wolle ja gern, aber es geht nicht. Entschuldigen! Niemand! Das könne keiner von ihm verlangen. Schließlich hätte ihm Patienten und Kollegen bescheinigt, dass er recht habe. Doch gegen Riesen kommt man nicht an. *Raoul Lübbert*

NOTIZEN FÜR DIE EWIGKEIT

Der Körper rebelliert

Von Volker Resing

Er ist der Bescheidene der deutschen Kardinals. Alles Materielle und Machtvolle scheint ihm wenig wichtig zu sein – außer vielleicht einer guten Zigarre manchmal. Der Berliner Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky wohnt in einer kleinen Wohnung zusammen mit seiner Schwester unter dem Dach des Bernhard-Lichtenberg-Hauses – neben der Hedwigskathedrale. Die bezeichnende Postadresse: Hinter der katholischen Kirche 3. Dort ist er 1989 kurz vor dem Ende der DDR eingezogen – und es riecht dort immer noch nach einer verlorenen Welt. In den Schränken findet sich Geschirr mit dem Aufdruck „Made in GDR“, und man spürt in den Räumen die vergangene sozialistische Unterdrückung und den katholischen Behauptungswillen der Diktaturzeit. Die bischöfliche Dienvilla im Westberliner Grunewald hat der Kardinal im Zuge der Finanzkrise seines Bistums verkauft.



Berlin Kardinal wird wohl nicht in sein Amt zurückkehren.

Storzinsky ist vergangene Woche 75 Jahre alt geworden, er musste seinen Geburtstag im Krankenhaus erleben und war kaum bei Bewusstsein. Krank war er schon lange, dass er sich nach dem Ende seiner Amtszeit sehnte, ist bekannt. Das Berliner Bischofsamt war ihm von Anfang an vor allem Bürde und Pflicht. Obwohl er als Kardinal noch bis 80 hätte amtierem können, hoffte er, dass Papst Benedikt XVI. sein Rücktrittsgesuch annehmen würde. Die Ankündigung des Papstbestehens in der deutschen Hauptstadt hatte im vergangenen Jahr die Vermutungen genährt, der Papst würde den Berliner Kardinal nun doch noch länger im Amt belassen. Damit einer da ist, der ihn begrüßen kann. Nicht unbedingt zur Freude Kardinal Sterzinsky. Nun rebelliert der Körper, in sein

Amt zurückkehren wird Sterzinsky mit ziemlicher Sicherheit nicht. Oft ist er kritisiert worden. Als Hauptstadtbischof im wiedervereinigten Deutschland habe er, der zu DDR-Zeiten ein beliebter Generalvikar in Erfurt war, seine Rolle nicht gefunden, heißt es. Seine Beharrlichkeit übersehen manche. Es gibt eine Szene im Haus des Katholischen Büros in Berlin-Mitte. Dort ging 2003 Kölner Kardinal Meisner auf dem Balkon – den Rosenkranz betend – auf und ab, während drinnen Kardinal Lehmann Sterzinsky ins Gebet nahm. Konsequenzen zu ziehen. Zumindest müsse etwas passieren angesichts der dramatischen Finanzkrise, in der die Berliner Diözese steckt – und aus der sie nur mithilfe einer Millionen-Euro-Unterstützung der anderen Diözesen wieder herauskam. Sterzinsky blieb. Das war sein Verstand von Treue. Heute hat sich das Bistum finanziell erholt.

BERLIN

Das Berliner Erzbistum steht nun vor einem Epochenwechsel. Wie genau sich der Übergang gestaltet, liegt noch etwas im Nebel römischer Entscheidungen und staatskirchenrechtlicher Möglichkeiten. Vieles spricht dafür, dass der Papst schnell den Rücktritt Sterzinsky annimmt. Damit rollt das Verfahren an, das im Preußenkonkordat von 1929 festgeschrieben ist. Ob ein neuer Bischof eher die bescheidene Linie seines Vorgängers fortsetzt oder sich auch mal ins boomedende öffentliche Leben der Hauptstadt wirft, ist ungewiss. Noch ist die Einrichtung des Berliner „Bischofs-Dinners“ ein gesellschaftliches Ereignis evangelischer Prägung, erfunden einst von Bischof Wolfgang Huber. Für Sterzinsky ist so ein Pomp undenkbar. Wenn er, was selten vorkommt, einmal einlädt, dann kocht seine Schwester – und es wird zu Hause gegessen.

Meine Trauer gehört mir

GRABPFLEGE Auf dem Friedhof der britischen Gemeinde Colchester sind Teddys, Windräder und Selbstgebasteltes verboten. Auch in Deutschland wird diskutiert: Wie viel Kitsch verträgt das Gedenken?

Von Antje Hildebrandt

Sie liebte Delphine, das Meer und den Wind. Ihrer Mutter Ann wird das jedes Mal bewusst, wenn sie sie auf dem Friedhof besucht. Vicki Lee starb vor sechs Monaten. Wer das Mädchen aus der südostenglischen Universitätsstadt Colchester auf dem örtlichen Friedhof besuchen will, kann seine letzte Ruhestätte kaum verfehlen. Windspiele hängen in dem Baum, der seine Äste wie einen Schirm über ihr Grab spannt. Ihre Zwillingsschwester Siobhan hat es mit Delphinen und Herzen geschmückt. Sie kommt dreimal täglich, um Vicki zu besuchen. Ihre Schwester ist weg, doch an diesem Ort, wenn der Wind durch das Baumgäst führt und die gläsernen Kugeln der Windspiele gegeneinanderklirren, fühlt sie sich ihr wieder ganz nahe.

In Colchester treibt dieses Phänomen bisweilen bizarre Blüten. Ein ganzer Fuhrpark von Baggern und Baufahrzeugen ist rund um das Grab eines verstorbenen Jungen entstanden. Teddys bevölkern die Bänke. Sogar eine Modellbahn verharret still auf den Gleisen, die eine Grabplatte umrunden. Ein Zug, der nach Nirgendwo fährt. Das alles ahnelt der Auslage des Spielzeug-Discounters Toys R Us.

Man mag das geschmacklos finden oder aufmühdlich oder pietätlos. Doch darf eine Gemeinde Hinterbliebenen vorschreiben, wie sie ihre Trauer am besten bewältigen? Darf sie sich eine Entscheidung darüber anmaßen, wo der Schmerz aufhört und der Kitsch anfängt? Genau darüber gehen die Meinungen in Großbritannien auseinander.

Ann Lee und andere Eltern aus Colchester denken gar nicht daran, die Gedanken an ihre Kinder von den Gräbern zu räumen. Sie empfinden die Anwesenheit der Gemeinde als Eingriff in ihre Privatsphäre. Sie sagen, lange genug seien Friedhöfe steinerne Wüsten gewesen, wo Verstorbene einfach so unter der Erde verschwanden, fünfte Reihe hinten, drittes Grab rechts.

Bei dem Rheinländer Fritz Roth würden die Eltern der toten Kinder mit diesem Wunsch offene Türen einrennen. Der ehemalige Unternehmensberater leitet ein Bestattungsunternehmen im nordrhein-westfälischen Bergisch Gladbach. Das gehört unter anderem auch ein eigener Friedhof – bislang ist es der einzige in Deutschland, der privat betrieben wird. Dieser Friedhof kennt weder feste Öffnungszeiten noch einen Verhaltenskodex für Besucher. Er reglementiert weder die Höhe der Grabsteine noch die Art der Bepflanzung. Es gibt nur eine einzige Regel: „Niemand darf namenlos beerdigt werden“, sagt Fritz Roth.

er seine Geschäftsphilosophie abgeleitet. Wenn er sie beschreibt, klingt er fast wie ein Prediger: „Den eigenen Tod stirbt man nur – den der anderen muss man erleben.“

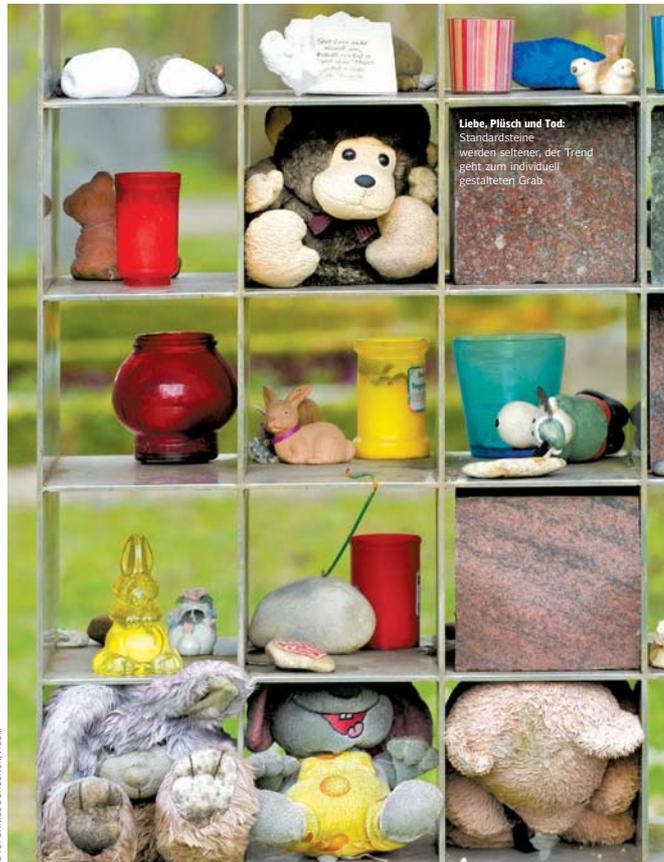
Roth gilt als Pionier einer neuen Trauerkultur, wie ihn die britische Gemeinde Colchester gerade mit aller Macht einzudämmen versucht. Er hält nichts von Dienstleistern, die den Angehörigen alles aus der Hand nehmen – vom Ankleiden des Verstorbenen bis zur Trauerrede. Er sagt, viel zu lange sei der Tod Ausdruck eines Denkens gewesen, das mehr auf den Profit der Bestatter als auf die Trauerbewältigung der Hinterbliebenen abzielte. „Darf es noch eine Kerze mehr sein?“ Dementsprechend individuell gestalten sich die tausend Gräber auf dem Friedhof in Bergisch Gladbach. Fritz Roth sagt: „Jeder kann seinen Verstorbenen so beerdigen, wie es ihm gefällt – solange er nicht gegen die guten Sitten verstößt.“

Der Bestatter macht keinen Hehl daraus, dass er mitunter schlucken muss, wenn er sieht, welche Gestalten diese künstlerische Freiheit annehmen kann. Schließlich, aber diese Attribute würde er nicht benutzen, ist nicht jeder so stil- und geschmackssicher wie jene Familie, die ihrem Verstorbenen ein Denkmal in Gestalt einer Skulptur gesetzt hat. Das Kunstwerk zeigt einen Menschen, der eine Kugel in den Himmel wirft – eine schöne Geste in Richtung Unendlichkeit.

Auf seinem Rundgang über den Hof begegnet der bekennende Katholik Roth regelmäßig auch einem Verwandten des Außerirdischen E. T., bemalten Ziegen und barocken Putten, die Wache über Gräbern halten. „Das ist manchmal sehr gewöhnungsbedürftig.“

»Jeder kann seinen Verstorbenen so beerdigen, wie es ihm gefällt – solange er nicht gegen die guten Sitten verstößt.« Fritz Roth, Bestattungsunternehmer

Er sagt, es komme vor, dass er Hinterbliebene frage, ob dem Verstorbenen wirklich ein blank polierter Standard-Grabstein gefallen hätte. Und mitunter käme die Familie dann allein auf die Idee, lieber ein Brett zu nehmen und es mit den Kindern zu bemalen. „Trauer“, sagt Fritz Roth, „kann kreative Kräfte freisetzen.“ Aus dieser Erkenntnis hat



Liebe, Plüsch und Tod: Standardsteine, der Trend geht zum individuell gestalteten Grab.

IMPRESSUM
 Redaktion: Dr. Christiane Florin (V.i.S.d.P.)
 Anschrift Redaktion: droipunkt@mediengesellschaft.de
 Adressen: Adressen: 134, 53113 Bonn, Geschäftsführer: Thomas Juncker
 Amtsgericht Bonn HRB 18302
 Telefon: (0228) 884-136, Telefax: (0228) 884-220, E-Mail: redaktion@christundwelt.de
 Anschrift Verlag: Verlag Rheinischer Merkur GmbH LL
 Heinrich-Braunig-Straße 9, 53113 Bonn, Postfach 201104, 53141 Bonn
 Liquidatoren: Bert G. Wegener, Peter Kersting, Amtsgericht Bonn HRB 5259
 Telefon: (0228) 884-0, Telefax: (0228) 884-241, Internet: www.christundwelt.de
 Druck: Frankfurt Societis-Druckerei GmbH, Gutenberg-Waldhof
 Kundenservice für die bisherigen Abonnenten des Rheinischen Merkur:
 Telefon: (0228) 884-227 oder E-Mail: leserservice@christundwelt.de
 Abonnementbestellung für die Sonderausgabe der ZEIT mit Christ & Welt:
 Leser-Service, 20080 Hamburg, Telefon: (0180) 52 52 909* oder E-Mail: abo@zeit.de
 (* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem Mobilfunknetz)

FOTO: DANIEL SCHÖNEHANS/ANSA